

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 78.

Freitag, 2. April.

1915.

(8. Fortsetzung.)

Das adlige Freihaus.

Roman von Albert Petersen.

Nachdruck verboten.

„Wir haben keine Korinthen im Haus“, sagte sie plötzlich und legte mit hörbarem Ruck Strumpf und Garnknäuel auf den Tisch.

Ihr Mann durchschaute sie sogleich und sagte mit gut gespielter Harmlosigkeit: „Daß man, ich habe ja nichts zu tun. Ich will schon hingehen.“

„Ach du — was du dir dann wohl wieder in die Hand drücken läßt.“

Und Tilde ging. —

Der älteste Lehrling hatte sich gerade im Vollbewußtsein seiner Würde eine alte Zeitung hervorgeholt und studierte sie mit wichtiger Miene, als draußen auf der hohen Treppe Schritte von Holzpantoffeln klappten.

„Na, was für 'ne alte Schraube wird uns denn jetzt noch stören“, rief er, „die Leute sind doch unverwundbar.“

Die Radentür wurde geöffnet und Tilde Niedemann trat ein.

„Sie wünschen?“ sagte der augenblickliche Leiter nachlässig.

Eine Tüte Korinthen, eine kleine Tüte, abgewogen“, stieß die Frau hervor, ihre Blicke durch das Halbdunkel des schlecht erleuchteten Ladens gleiten lassend. Da bemerkt sie ihren Sohn, der bescheiden in einem Winkel stand und seiner Mutter am liebsten unerkannt geblieben wäre.

„Ach, da bist du ja, mein Herzensjung“, rief sie in anbedachter Zärtlichkeit, „geht's dir auch gut? Bist auch satt geworden? Kannst nicht bald ins Bett gehen?“

„Herzensjung!“ Henning bemerkte, daß die anderen Lehrlinge sich anstiegen.

„Ja, ja, Mutter, ist alles gut“, sagte er unwillig, und dann, besonders der anderen Lehrlinge wegen: „Du solltest deine Einkäufe auch man am Tage machen und uns so spät nicht noch stören.“

„Sehr richtig“, fiel da der älteste Lehrling ein.

Tilde war sprachlos. Sie schwankte. Sollte sie ihrem Sohne eine gehörige Lehre halten, wie er sie als Mutter und Kundin zu behandeln habe? Nach einem Augenblick des Zögerns sagte sie:

„Du hast recht. Ja, ja, ihr müßt auch mal Feierabend haben.“

Und Tilde Niedemann verließ enttäuscht den Laden. Henning aber erhielt jetzt von seinem Genossen den Spitznamen „Herzensjung“.

Oben unterm Dach mit einer Luke nach Wilmsens Garten hinaus hatten die Lehrlinge ihre Schlafkammer.

Henning war todmüde, aber die anderen unterhielten sich noch, machten faule Witze, lachten, verspotteten einzelne Kunden, einer fragte: „Herzensjung, schläfst du schon?“ Und als Henning nicht antwortete, sagte ein anderer: „Ja, Herzensjung träumt.“

„Vom Essigfaß träumt Herzensjung“, lachte ein anderer. „Und von der Büchse träumt Herzensjung“, rief der älteste Lehrling.

Man lachte laut. Henning aber lag mit brennenden Wangen still da und mußte mühsam ein gequältes

Schloßchen unterdrücken. Dann aber — wartet, wenn ich erst Herr bin — wenn ich —

Und schließlich schlief er ein. Aber im Traum rann ihm fortgesetzt Essig auf die Büchlinge, und immer wieder forderte Herr Wilmsen ihn auf, das Tischgebet zu sprechen und er mußte schweigen. —

Als die Lehrlinge am nächsten Morgen durch ein heftiges Klopfen gegen die Tür geweckt wurden, drang nur noch dämmriges Licht von draußen durch die Luke, und Henning glaubte im Halbschlummer, sein Vater rüste sich jetzt, um auf Arbeit zu gehen, und er selbst könne sich noch auf die andere Seite legen.

Doch ein Lehrling nach dem anderen froh gähmend und sich die Augen reibend aus dem Bett und plötzlich fühlte Henning, daß ihm kalte Tropfen auf Stirn und Wangen fielen. Er fuhr empor und hörte das laute Lachen der anderen Lehrlinge, welche schon eifrig bei der Morgentoilette waren.

„Ja, ja, kommt man endlich hoch, bist doch nicht der Prinzipal, der bis sieben durchschläft“, rief der älteste Lehrling, und unlustig kleidete Henning sich an.

Wieder ging ein langer, langer Tag dahin.

Herr Wilmsen sagte nach dem Mittagessen wieder: „Henning, sprich das Dankgebet.“ Der hatte sich den ganzen Vormittag über die sieben Worte vorgesagt, und er brachte, wenn ihm auch der Angstschweiß auf der Stirne stand, das Gebet ohne zu Stutzen fertig.

Auch der Nachmittag ging ohne besondere Schwierigkeiten dahin, zwar ließ Henning das Feuer in dem Herd ausgehen, auf dem Kaffeebohnen gebrannt wurden, aber der junge Gehilfe, dem Henning helfen sollte, zündete es stumm wieder an und schüttelte nur müßwillig den Kopf.

Während der „Lehrlings-Herrschaftsstunde“ von neun bis zehn Uhr abends fühlte er sich schon freier und gemüthlicher, nur verdross es ihn, daß man ihn immer Herzensjung nannte. —

Die erste Woche neigte sich ihrem Ende zu. Am Freitag und Samstag hatten die Gehilfen und Lehrlinge bis nach halb elf abends noch zu tun gehabt, denn die Grabbier Hausfrauen brauchten für die Osterfuchen noch Mehl, Zucker, Syrup und Gewürze.

Am ersten Feiertag mußte Henning mit dem jüngeren Lehrling bis zehn Uhr im Laden auf Kunden warten, die nicht kamen.

Die Osterglocken läuteten, Kinder spielten auf den Gassen.

Stadt und Hofen waren in hellen, lachenden, lockenden Frühlingssonnenschein getaucht. Die ersten Störche klapperten auf den spitzen Dächern und die Schwärme segelten durch die Häuserreihen.

Sinten im Garten des Wilmsenschen Geschäftshauses mußte Henning die Drossel, und Henning hatte gesehen, daß die Tochter des Hauses mit einigen Freundinnen dorthin gegangen war, um auf dem Rasen Federball zu spielen, und er mußte an die Zeiten den-

ten, da er einst mit Grethenfraude im Park des Freihauses umhergelaufen war.

„Se, Herzensjung, du machst ein Gesicht, als hätten wir Stillfreitag heute“, meinte ein Lehrling lachend.

„Ja, tut es dir leid, daß wir morgen von drei bis acht ausgehen dürfen?“ fragte ein anderer, „komm mit uns, wir wollen nach Mildestedt zum Geestfrug, da spielt einer Handharmonika und die Bauerndeerns tanzen mit uns.“

Genning lächelte nur. Er hatte ja gehört, daß vor einigen Tagen ein paar Mildestedter Deerns im Baden mit aufforderndem Lächeln vom Ostermontagstanz gesprochen hatten. Aber — mit den Dienstmädchen und Rätnerstöckern von der Geest tanzt man doch nicht, wenn man später einmal —

Und als am nächsten Nachmittag die anderen Jünglinge plaudernd und lachend nach Mildestedt hinauswanderten, begab sich Genning zu seinen Eltern.

Er traf seine Mutter allein.

„Wo ist Vater?“ fragte Genning, da sie ihn nicht, wie er erwartet hatte, freudig begrüßte.

„Ist bei dem alten Peder, dem es schlecht gehen soll“, antwortete Lilde ein wenig gedrückt, fuhr dann aber bisig fort, „ach, was sollte es wohl gleich ernst sein. So'n alten Leuten fehlt leicht mal was.“

Zu Genning aber sagte plötzlich eine Stimme: dein Großvater stirbt, dein guter Großvater. — Nein, nein, geschlagen hat er dich und in große Angst gebracht durch die alte Schachtel — die Tante Visbeth.

In seiner Kammer, die vom Stall abgeteilt war, lag der alte Peder Liedemann und blickte mit müden Augen zur niedrigen Decke hinauf. Die wulstigen Hände ruhten schlaff auf der rotkarierten Bettdecke.

Vom Stall her drang dann und wann gedämpft ein Wiehern, und wenn Peder es hörte, wandte er jedesmal den schmalen Kopf zu seinem Sohne hin, der neben dem Bett saß, und blickte ihn auffordernd an. Und der Arbeiter stand auf und ging zu seines Vaters Schutzbefohlenes hinüber.

Das kleine Fenster nach dem Park hin war geöffnet und die warme Frühlingsluft zog erquickend in den engen Raum. Die Baumkronen bedeckte schon ein leiser grüner Hauch, die Drossel jubelte, und goldiger Sonnenschein lag auf den Steigen und Rasenflächen.

Leise wurde die Tür geöffnet und ganz vorsichtig trat Tante Visbeth ein. Sie hatte Dr. Rhodsen gefragt, was sie dem Kranken geben sollte, und er hatte nur geantwortet: „Ruhe zum Sterben.“

Aber sie konnte es doch nicht ertragen, so untätig und scheinbar gleichgültig in ihrem Heim zu sitzen, während ein Mitglieb des Hauses Wilmsen im Sterben lag. Sie hatte den Arzt gebeten, dem Kranken wenigstens ein Hühnchen braten oder einen Glühwein kochen zu dürfen, aber da polterte Dr. Rhodsen in seiner offenen rücksichtslosen Weise: „Zum Henker, Demoiselle, wollen Sie den langsam zur Ruhe gehenden Körper denn zu neuem Kampf aufreizen?“

Jetzt aber trat Tante Visbeth leise ein, hatte in jeder Hand einen Blumentopf mit gelbweißen Tulpen.

Peder Liedemann bemerkte die Eintretende, warf einen dankbaren Blick auf sie und ihre Blumen und sah dann wieder müde zur Decke empor.

Wieder öffnete sich die Tür, leise waren Herr Wilmsen und seine blonde Frau ans Bett getreten. Sie drückten dem verlegenen blickenden Arbeiter teilnehmend die Hand. Über des Kranken Antlitz aber huschte ein nührender Zug plötzlicher Freude. Er bewegte die bleichen Lippen, doch war er zu schwach, ein Wort des Dankes hervorzubringen.

Durch die Türspalte lugte schon ein blonder Mädchenkopf. Grethenfraude wagte nicht an das Krankenbett zu gehen; Peder sollte ihre Tränen nicht bemerken.

Plötzlich sah sie, daß eine leise Bewegung in die Gruppe der Umstehenden kam, sah, daß ihr Vater sich niederbeugte und sich wieder aufrichtete, und hörte

seine feste Stimme: „Wer sein ganzes Leben seine Pflicht tat, ist dem Herrgott ganz gewiß willkommen. Schlafe sanft, lieber braver Peder.“

Da mußte Grethenfraude, daß der graubärtige Freund ihrer Kindheit entschlafen war.

In der Fensterbank prangten Tante Visbeths Tulpen, draußen lachte der Frühlingssonnenschein, und die Drossel jubilierte ohne Unterbrechung.

Am Bett standen mit gefalteten Händen die, denen der schlichte Mann lieb und wert gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

22 = Lesefrucht. = 22

Wer könnte Größ'tes tun als seine Pflicht?

Den anderen, den kommenden Geschlechtern

Die Bahn zu brechen ist Geschenk der Götter;

Nicht jeder Kämpfer ist ein Winkelfeuer,

Doch ein Leonidas kann jeder sein. Ludwig Fulda.

Wie entsteht ein Schützengraben?

Antwort auf diese Frage gibt der bekannte Schriftsteller Anton Wendrich in seinem soeben bei der Brandtschen Verlagshandlung in Stuttgart erschienenen Buch „Gegen Frankreich und Albanien“. Wendrich schildert in diesem Buch anlässlich der Beschreibung der Schlacht an der Aisne den Schützengraben, das Leben in ihm in folgender äußerst packender Weise:

Die deutschen Schützengräben unterschieden sich von den französischen besonders dadurch, daß sie sehr tief, mindestens bis zu 2 Meter, in den gewachsenen Boden hinabgingen und auch an der Brustseite den gewachsenen Boden als Deckung benützten. Die Franzosen gruben sich nur halb in die Erde und warfen an der Brustwehr Wälle auf. Das ist ein tadelloses, aber kein so wirksames Verfahren. Die Widerstandsfähigkeit des mit Rasen überdeckten Bodens ist viel größer als die der ausgeschütteten Erde. Die Tiefe der deutschen Schützengräben betrug selten mehr als 60 Zentimeter. Der vordere Rand des Bodens war so ausgestochen, daß der in dem 2 Meter tiefen Graben auf einem Tritt aus Holz oder Erde stehende Schütze auf der rechten Seite eine Armstütze beim Gewehrauslegen fand. Das war auch der Platz für die Patronenrahmen. Je nach der Art des Bodens befanden sich vier bis zehn solcher Schützenstände in einer Abteilung, die von der nächsten Abteilung durch einen starken, nach rückwärts laufenden Erdpfeiler getrennt war. Dieser Pfeiler wurde, an die Brustwehr des Schützengrabens anschließend, in gewachsenem Boden nach hinten zu stehen gelassen und bildete als Schulterwehr, hinter der herum der Graben zur nächsten Abteilung geführt wurde, einen vollkommenen Schutz gegen Geschosstreffer, die links oder rechts im Graben plähten. Der eigentliche Aufenthalt der im Schützengraben liegenden Soldaten war der Unterstand. Dieser wurde nach vorn in die Brustwehr eingegraben, mit Balken und Brettern versteift, mit Stroh gepolstert und auch nach oben häufig genug, wenn sie da waren, mit einer starken Decke aus Diefen, T-Trägern oder unbehauten Stämmen versehen. Das Hindernis, das das Herannahen des Feindes an den vordersten Schützengraben unmöglich oder verzögern sollte, war immer aus Stacheldraht hergestellt und bei einer Breite von 6 und 10 Meter in einer Entfernung von 25 bis 40 Meter vor den Graben vorgeschoben. Die Drähte waren mit Glaskugeln oder Konservebüchsen behängt, die das feindliche Gantieren am Drahtverhau während der Nacht verzögerten.

Keine militärische Vorschrift regelte die Länge des Schützengrabens. Mancher von ihnen führte kilometerweit durch Wiesen, Dörfer, Äder und Wälder. Mancher war nur das am meisten vorgeschobene kurze Stück einer neuen Stellung, die von immer in der Erde bleibenden Gräbern an den Feind herangeführt wurde.

Dieses Sichheranwühlen an den Feind nennt der Pionier, zu dem auch der Infanterist im Schützengrabenkampf werden muß, den Sappenangriff. Bei dessen Beginn ordnet der Kompagnieführer die Richtung der Sappen an, die nicht geradlinig, sondern im Zickzack an den Feind herangeführt werden. Der erste Pionier als Vorarbeiter schiebt aus dem Graben etnige mit Sand gefüllte Säcke, von denen eine reichliche Zahl mitgeführt wird, nach vorn, baut sich damit, auf dem Bauche oder

Rücken liegend, eine Brustwehr, und beginnt ungefähr einen halben Meter den Boden auszugraben. Der zweite, hinter ihm kniende Pionier vertieft den Graben bis Kniehöhe, der dritte bis Manneshöhe, die dahinter arbeitenden Infanteristen verbreitern den Graben, so daß der Verkehr in dem neuen Graben vom Feind nicht überschaut werden kann. Während des Bauens wird das Feuergefecht aus dem Schützengraben weitergeführt und durch Minenwerfer verschiedenen Kalibers unterstützt. Denn mittlerweile kann man jetzt im feindlichen Graben Unterstände mit Holz oder zum Teil mit Eisenschienen eingedeckte Unterstände und Beobachtungsstände erkennen.

Nachdem in dieser Weise gearbeitet wurde, sind die Sappen auf ungefähr 10 Meter an die feindliche Stellung herangelommen, sind rechts und links verbreitert und zur Schützenstellung für ungefähr eine Gruppe ausgebaut. Unter dem Schutz dieser so vorgeschobenen Gruppen springt nunmehr die Kompanie bei dem beschlossenen Sturm mit aufgezogenem Seitengewehr und Handgranaten vor; voran Leute mit Schutzhilbern, Pioniere mit Handgranaten, und nun beginnt ein Kampf, Mann gegen Mann. Von der Schutzwanne wird wenig Gebrauch gemacht, desto mehr aber wird mit Kolben und Seitengewehr gearbeitet.

In dieser harten Schule des Schützengrabenkampfes haben sich die Kerntrouppen der deutschen Armee herangebildet, die vom dritten Kriegsmonat an als die „Kriegsknechte“ überall bekannt und für alles zu haben waren, wo es ganz schwer herging. Nun war's vorbei mit der stürmenden Begeisterung der ersten Wochen. List und Ausdauer, Kraft und Geduld, Zähigkeit und Todesverachtung entscheiden jetzt. In Höhlen eingegraben, denen die berühmte Gulaschkanone der Feldküche sich wegen des feindlichen Eigenhagels oft tagelang nicht nähern durfte, lebten unsere Feldgrauen gar manchemal nur von Rüben, die sie des Nachts kriechend aus den Ädern holten. Schmutzig, verwildert, hungrig und dürstend, kannten sie Tage und Wochen nur eins: sich in ihrer „Burg“ nach Möglichkeit nur zu schützen gegen die feindlichen Granaten und immer so bei Kräften zu bleiben, daß der Befehl zu einem Sturmangriff keine unangenehme Überraschung, sondern eine stürmisch begrüßte Erlösung war.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Erlebnisse eines Kriegers vom Leib-Garde-Inf.-Regiment Nr. 115. (Original-Feldpostbrief.) — — — Am 12. März früh um 2 Uhr Alarm, in 10 Minuten marschbereit, sofort Abmarsch zur Bahn nach R. Hier Abfahrt um 9 Uhr nach L. Hier war ein Durchbruchversuch der Engländer beinahe geglückt, aber durch unser rechtzeitiges Eingreifen wurden sie an ihrem Plane verhindert. Wir waren vorläufig in Reserve, wurden aber am zweiten Tage eingesetzt. Keine Stellung war ausgehoben und 5- bis 600 Meter vor uns lagen die Engländer. Tag und Nacht Artillerie-, Maschinen- und Infanteriefeuer. Vor uns lagen überall tote Deutsche und auch noch schwer Verwundete. Überall Wiserufe; ich konnte es am vierten Tage nicht mehr mit ansehen. Man sah, wie sich die armen Kameraden quälten. Wollten sich vorarbeiten, aber ihre Wunden beeinträchtigten ihr Vorkommen. Ich machte mich bei Dunkelwerden daran, dem einen Kameraden die erste Hilfe zu leisten. Der lag etwa 15 bis 20 Meter vor der englischen Stellung. Ich sprang aus unserem Schützengraben über einen Bach, kroch auf allen Vieren 500 Meter vor am Bache entlang, aber mit aller Vorsicht, mein Kompanieführer, ohne daß ich es wußte, dahinter drein. Durch tote Kameraden ging mein Weg zum Ziele, war ja sehr anstrengend, aber man kann auch einmal in dieselbe Lage kommen. Etwa 10 Meter vor dem Verwundeten angekommen, rief ich ganz leise zu: „Kamerad, komme her zu mir.“ Mein Vorkriechen war nämlich verhindert, weil er zu nahe an der englischen Stellung lag. Weiter rief ich, was für Regiment; er rief Regt. . . (bahr.). Auf einmal wurde ich scheinbar bemerkt. Maschinenfeuer ging über mich hinweg, und rechts von mir sprang auch ein Kerl herum. Eiligt kroch ich wieder auf allen Vieren zurück ins Tal und dem Verwundeten sagte ich: er soll, wenn möglich, etwas vortreiben und sich dann an meinen Weg, den ich zurückgehe, heranarbeiten, ich wollte ihn dann morgen abend holen. Am anderen Morgen sah ich, daß er wenigstens 50 bis 60 Meter

weiter vor lag. Halb verächnachtet kroch er vor und fiel dann wieder vor Schwäche zusammen. Mein Kompanieführer gab mir eine Flasche Rotwein und sagte zu mir: „Sind Sie doch so gut und bringen Sie dem armen Kerl die Flasche vor.“ Ohne Besinnen wurde der Befehl ausgeführt. Es war 9 Uhr vormittags, also heller Tag. Wie ein Sad warf ich mich über den Graben und auf der anderen Seite lag ich am Bache, die Flasche in der Handtasche. Auf allen Vieren ging es wieder vor, bis zu dem Verwundeten. Er meinte wie ein kleines Kind, mit der Bemerkung: „Gott sei Dank, lieber Kamerad, daß Sie mich gerettet haben“, und erzählte mir das Gesehene. Sechs Tage lag er da vorn, ohne etwas zu essen noch zu trinken, er hatte einen Kopfschmerz und die rechte Seite war gelähmt, Strumpf und Stiefel fehlten. Mit diesem nassen Wein zog er durch einen Bach. Ich trocknete ihm den Fuß ab und band ihm mein Taschentuch darum. Er verlangte meine Adresse, ich die seinige. Jetzt am hellen Tage konnte ich ihn nicht mitnehmen, denn ich wurde gesehen, es war ja herrliches Wetter. Er mußte liegen bleiben bis zum Abend. Er erzählte noch, daß die Engländer nachts bei ihm waren und zu ihm sagten: „Komme zurück zu uns“, ihn aber weder anfaßen, noch zu essen oder zu trinken gaben. Bei Dunkelwerden machte ich mich mit einem Krankenträger und einem Unteroffizier vor mit einer Tragbahre und holten ihn; was war der so froh. Zur Belohnung bin ich dafür zur Tapferkeitsmedaille eingereicht

Kontraste an der Front. Von dem merkwürdigen Gegensatz zwischen friedlichen Bildern und aufregenden Kriegsszenen an der Front erzählt der englische Kriegsberichterstatter Philip Gibbs, der jetzt einige Zeit im englischen Hauptquartier verbracht hat. „Auf einer langen Automobilfahrt bin ich nun die englische Front entlanggefahren und habe die Soldaten dicht hinter der Feuerlinie beobachtet. Tausende von diesen Burschen in Khaki lagen da an den Begräbern, aus der Entfernung fast so aussehend wie große Massen Laub, das von den Bäumen gefallen ist. Sie hielten hier Rast auf ihrem Weg nach der Front; die einen hatten die Köpfe auf die Schultern der andern gelegt und schliefen; wieder andere lagen lang ausgestreckt, die Hände unter dem Kopf gefaltet, und starrten in den Himmel den ziehenden Wolken nach. So träumten sie und ruhten sie, unbekümmert um alles, was um sie vorging. Als ich weiter fuhr an den sumpfigen Feldern vorbei, die von Bächen und Tümpeln unterbrochen sind, sah ich die Soldaten in ihren Quartieren in französischen und bläulichen Bauernhäusern. Sie schienen sich durchaus zu Hause zu fühlen und bewegten sich, wie wenn sie in einem englischen Dorf wären; da hatten welche Holz, trugen Wasser, breiteten Streu aus in den Scheunen und beschäftigten sich mit häuslichen Arbeiten, alles so friedlich und ruhig, wie wenn sie in Devonshire oder Surrey im Wandern wären. Ich kam durch die von Granaten verwüstete Stadt Ypern, wanderte über den Markt, an den beschädigten Archhallen vorbei. Überall englische Soldaten, die Postkarten kauften, müßig herumstanden und plauderten, wie wenn sie der ganze Krieg nichts angehe und keine Granaten dicht bei ihnen einschlagen könnten, Tod und Verderben um sich verbreitend. Auf dieser ganzen Reise im Kriegsgebiet der britischen Front, auf der ich eine Strecke von wenigstens 100 Kilometer zurücklegte, begegnete mir nichts, was direkt mit den Schrecken des Krieges in Verbindung brachte. Wohl sah ich die Schützengräben, nicht weit vom Wege, wo die Route aus sicherer Deckung den Feind in der gegenüberliegenden Stellung beobachteten. Das Rollen der Kanonen schlug dann und wann dumpf und schwer über das sumpfige Land, und man fühlte mehr verstandesmäßig als instinktiv, daß, wenn das Auto 3 oder 4 Kilometer in falscher Richtung rufen würde, plötzlicher Tod Halt gebieten könnte. Aber das ist das Seltsame in diesem Stellungskrieg, daß Schlacht und Tod so eng an Frieden und Ruhe grenzen; es ist eine merkwürdige Stille hinter der Front und ein völliges Fehlen von Kriegslärm und -aufruhr. Das kam mir so recht zum Bewußtsein, als ich nach dem Großen Hauptquartier zurückkam, das in einer fast idyllischen Einsamkeit da lag, als die Dunkelheit sich niedersenkte auf die weiten Ebenen und ihren Mantel über die nach den Quartieren zurückkehrenden Soldaten breitete. Hier hörte ich von der Schlacht bei Neuve Chapelle, von diesem wilden und blutigen Ringen. Während es an den Orten, durch die ich gekommen, so friedlich zugeing, hatte an einer anderen Stelle der Front eine furchtbare Schlacht getobt. Der Krieg war weitergegangen, obwohl es so ruhig schien an der Front.“

Der Pferdesammler. Ein merkwürdiger Posten ist im englischen Heer einigen Kavallerieoffizieren zuteil geworden, die die Aufgabe haben, verloren gegangene Pferde zu suchen und zu sammeln. Der Offizier führt einen großen Wagen mit sich und ist von ein paar sprachkundigen und mit der Pferdepflege besonders vertrauten Soldaten begleitet; er besitzt auch die wichtigsten medizinischen Instrumente und Heilmittel, um kranken Pferden eine erste Hilfe angeben zu lassen. Der Pferdesammler entdeckt seine „Patienten“ an den verschiedensten Orten und unter den mannigfachsten Umständen. Sehr häufig sind die herrenlosen Tiere von fremdgöttischen Bauern aufgegriffen worden, ziehen nun den Pflug, gehen am Milchwagen oder sind gar zum Kohlentransport verwendet worden. Der Offizier befreit sie dann von diesem Dienst und führt sie zur englischen Front zurück. Eine andere Gruppe von Pferden, die er sammelt, sind die, die erschöpft am Wege liegen geblieben sind. Manche von ihnen werden in der jämmerlichsten Verfassung aufgefunden und scheinen dem Tode nahe. Aber eine geschickte Behandlung ertrockt sie bald wieder zum Leben. „Viele von ihnen fand ich, die in den letzten Tagen zu liegen schienen“, erzählte ein solcher Pferdesammler einem Kriegsberichterstatter. „Zumeist Dungenentzündung oder so etwas. Temperatur 105, Puls 22. Steinfall hinter den Ohren. Sie sahen mich mit traurigem Blick an, wie wenn sie sagen wollten: „Mit mir ist's aus, Herr. Laßt mich in Frieden sterben.“ Aber das war durchaus nicht der Fall. Ich spritze ihnen unter die Haut eine ziemlich kräftige Dosis Strichninin ein, und das tut Wunder. Sie setzen sich sogleich auf, und ihr Blick bekommt Leben. Dann reibe ich ihnen die Fesseln mit heißem Senf und Wasser, lege ihnen hinter die Ohren ein Senfpflaster, und schon fühlen sie sich besser. Eine richtige und gute Ernährung, hauptsächlich Rohrüben, macht sie dann langsam wieder ganz gesund.“

Spanische Kriegsliteratur. Der Weltkrieg hat auch in Spanien bereits eine Kriegsliteratur gezeugt, die für die Stimmungen und die Wünsche der Spanier einen wertvollen Gradmesser darstellt. In den verbreitetsten Schriften dieser Art gehört ein Phantasiebild, das Cirici Ventallo unter dem Titel „Das Geheimnis Lord Kitcheners“ schon gegen Ende des vorigen Jahres hat erscheinen lassen. Der Verfasser, der sich augenscheinlich an Conan Doyle und Jules Vernes' Schriften seine Anregungen geholt hat, schildert die germalnende Niederlage der Verbündeten, König Georg V. flüchtet sich nach Gibraltar, um der deutschen Invasion zu entgehen, und es bleibt ihm schließlich kein anderer Schutts als der des Schiffs „Muley Yusef“. Gegenüber diesem deutschfreundlichen Traumbild, das in dem Triumph des Kaisers gipfelt, hat ein Franzosenfreund ein Gegenbild des Untergangs des Deutschen Reiches geschaffen. In dem Roman „Die Träume des Kaisers“ von Miguel und Emiglio Lato Amat wohnt der Leser den an unglaublichen Wechselfällen überreichen Arbeiten der Friedenskonferenz bei, die in Madrid abgehalten wird und zur Zerstückelung des Deutschen Reiches führt. Der General Joffre wird in Versailles zum Marschall von Frankreich ernannt, und Viviani teilt ihm mit, daß Poincaré zu seinen Gunsten abgedankt habe. Aber der ruhmgekrönte Soldat weiß diese Ehre zurück und erklärt, daß er keinen anderen Ehrgeiz habe, als der Maitre in seinem Dorfe zu sein. Die Spanier und die Portugiesen bemühen die europäischen Wirren, um sich zu vereinigen und die Iberische Republik zu gründen. Handelt es sich bei diesen beiden Werken um reine Phantasiegemälde, so wird in einer kleinen Schrift „Spanien als Großmacht“ von C. From (Jose Maria Requena Ortiz) eine realpolitische Idee im Dienste der jainistischen Propaganda deutlich sichtbar. Der Verfasser geht von der Voraussetzung aus, daß Spanien in den Krieg gegen die Verbündeten eintritt. 250 000 Spanier überschreiten die Pyrenäengrenze und rennen die Regimenter der Territorialtruppen, die die französische Regierung dieser Grenze gegenüber genügend glaubte, über den Haufen. Das Staatshaupt muß sich mit der Regierung nach Paris flüchten, weil bis dorthin weder die Deutschen noch die Spanier vorgeedrungen sind. Die französische Niederlage ist besiegelt. Die deutschen und die spanischen Heerführer verbünden sich in Poitiers. Der Friede wird in Washington geschlossen. Die spanische Regierung erlangt dadurch die Ausdehnung seiner marokkanischen Besitzungen, Französisch- und Portugiesisch-Guayana, Französisch-Kongo und andere Stücke der afrikanischen Erde. . .

Osterspaziergang. Der Osterspaziergang im „Faust“, auf dem der dem Leben wiedergegebene Held im Jugenddanz der auferstandenen Natur die Seele sich gesund baden will, klingt, worauf die sonst so eifrige Erklärertätigkeit der Faustforscher noch nicht hingewiesen hat, leise an einen volkstümlichen Brauch an, der bei der Osterfeier in deutschen Landen eine gewisse Rolle spielt. In vielen Gegenden ist nämlich der Spaziergang am Nachmittag des Ostersonntag oder Ostermontag eine streng innegehaltene Sitte, die der sonst nicht gerade zum Spaziergehen geneigte Bauer nach uraltem Väterbrauch ausführt. In seiner tieferen Bedeutung geht der Osterspaziergang auf die altgermanische Zeremonie der „marc-leita“, der Grenzbegehung, zurück, die sich in manchen Gegenden zu Frühlings Anfang noch heute erhalten hat und eine feierliche Prozession darstellt, durch die die Grenzen der Gemeinde festgelegt und die Götter um eine gute Ernte gebeten werden. Die heidnischen Flurumgänge wurden dann in die christlichen Feldwiltgänge umgewandelt, bei denen fromme Weisen erklangen und Glodengeläut die bösen Geister verschreckte. In der strengen Form der Osterumzüge haben sich diese Prozessionen wohl kaum noch erhalten; früher veranstaltete man sie am Ostermontag, wobei die Musik voranzog, dann paarweise die jungen Leute folgten und allerlei Maskeraden nicht fehlten. Im Werner Osterumzug war so der Teufel zu sehen mit seinem Knaben; dann kamen gebarnschte Mitter, Gelehr mit seinem Gefolge, hundertlei Gestalten zu Fuß und zu Ross als Sinnbilder der alten Kantone, ein Weinsack, auf dem Bacchus rittlings saß usw. Diese Maskenumzüge zu Ostern sind jetzt in die Fastnachtzeit verlegt. In den Städten hat sich noch hier und da von diesen alten Osterumzügen das Osterfingen erhalten, bei dem die Chorschüler von Haus zu Haus ziehen und Osterlieder erschallen lassen. Der Osterspaziergang geschieht heute zumeist auf eine viel einfachere und formlosere Art: ausgelassene Fröhlichkeit mischt sich in den Jubel der Natur. Nicht selten aber haben sich auch noch ältere Züge einer einstigen Feierlichkeit erhalten. So geht zu Belmeide a. Ruhr der Osterspaziergang nach einer oberhalb des Ortes gelegenen Höhle, wobei die Roggenfelder mit geweihten Bäumen bestetzt werden. In strenger Ordnung zieht die Prozession an den Ecken hin, während die Dorfburden die Kirchenglocken läuten, so stark sie können. Ähnlich ist's im Brandenburgerischen bei Rohen; da schreiten am Ostersonntag-Mittag nach der Predigt die Dorfjugendfrauen in langem Zuge paarweise um die Saatfelder und singen Osterlieder. Im Kreis Hörter ritten früher am zweiten Oftertage die Jünglinge eine gute Strecke geordnet durch die Feldmark; dann aber sprengten sie plötzlich im vollen Galopp quer durch die Felder, um ein bestimmtes Kreuz zu erreichen. Die Zerstörung durch das Reiten sollte dem Acker Glück bringen. Nicht uninteressant ist es, daß auch in Polen an Orten, wo jetzt die Schlachten toben, so z. B. in Kielce, am Ostermontag Feldprozessionen stattfinden, ein Beweis für die uralte deutsche Kultur, die hier ihre Wurzeln geschlagen. Gewöhnlich machen heute Burden und Mädchen am Ostermontag-Nachmittag gemeinsam im bunten Durcheinander den Osterspaziergang. Im Sächsischen heißt das „übers grüne Korn gehen“, da man die Feldarme entlang wandelt, die die Kornfelder trennen; im Sächsischen heißt es „uns Korn fingen“, weil Osterlieder angestimmt werden. Manchmal geht ein Trommler voran; in Ostrode wird ein altes Spinrad mitgenommen, mit dem man allerlei Poesen treibt. Im Buzslauer Kreise schmeiden sich die jungen Mädchen mit Schneeglöckchen, die sie beim Osterspaziergang suchen. Man spielt Ball, sucht Eier und tanzt auf der Osterwiese. Die Mädchen ziehen wohl auch durch die Gassen des Dorfes und holen die Burschen zum Rundanz auf dem Kirchplatz. Ein Gossensasser Brauch schildert anschaulich, wie der Osterspaziergang den endgültigen Abschied an den Winter bedeutet. Man geht noch am Vormittag des Ostermontages im Wintergewand zur Kirche, am Nachmittag aber werden die schönsten Sommerkleider angelegt. In denen man dann paarweise zum Gasthause wandelt. Das Wirkliche ist überhaupt das Ziel sehr vieler Osterspaziergänge geworden. Man nennt es dann vielfach „nach Emmaus gehen“, wobei die fromme Anspielung den wenig frommen Endzweck verhüllt. In Tirol und Oberbayern ziehen die Städte in Scharen am Ostermontag „nach Emmaus“, d. h. sie machen nach alter Sitte pflichtschuldigst ihre Landpartie. Rasch geht es durch die aufblühende Natur, und bald sieht man im Wirtshaus unter den tabakmalnenden Bauern, die ebenfalls ihren Osterspaziergang hierher gerichtet haben. Ein Wort gibt dann das andere, und wenn die „rechte Stimmung“ erreicht ist, dann geht die Heilerlei los nach dem alten Wort: „Wo nicht gerannt wird, da ist's nicht lustig“.